



CANDICE
FOX

»Vergiss nicht zu atmen!« *MICHAEL ROBOTHAM*

DEVIL'S
THRILLER
KITCHEN

SUHRKAMP

Candice Fox
**DEVIL'S
KITCHEN**

Thriller

Aus dem australischen Englisch von

Andrea O'Brien

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2024 bei Bantam.
Published by Random House Australia Pty Ltd

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5490
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025
© 2024 by Candice Fox
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfotos: Stanley Chen Xi/Getty Images (New York City),
FinePic®, München (Feuerhimmel)
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47490-7

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Für Anna, Loraine, Andy und Tim

PROLOG

ANDY

»Wir wissen, dass du'n Cop bist«, sagte Matt.

Auf diese Worte hatte Andrea nur gewartet. Den ganzen Weg über, als sie vom Freeway runter auf den schmalen Waldweg abgebogen waren. Zwischen Matt und Engos Schultern tanzten die Scheinwerfer über die Bäume und tauchten sie in seltsam goldenes Licht. Festtagsbeleuchtung für die letzte Ruhestätte. Eigentlich hatte Andy schon seit Langem auf diese Ansage gewartet. Seit fast drei Monaten, von morgens bis abends. Die davon ausgehenden Konsequenzen hatten sich in ihre Magenwand geätzt.

Wir wissen Bescheid.

Jetzt kniete sie auf dem nackten Boden eines verfallenen Bauwagens im Wald, das Knirschen der Boote auf dem nahen Hudson mischte sich mit dem Geheul des beißenden Windes. Das Wellblechdach klapperte über ihren Köpfen. Auf der umliegenden Baustelle – eigentlich nur ein riesiges, verlassenes Holzfundament, das vermutlich einem im Ausland lebenden Milliardär gehörte, der sich mal eingebildet hatte, an dieser Stelle ein Haus zu bauen – herrschte unheimliche Stille. Andy wusste, dass sie an diesem Abschnitt des ansonsten strahlend erleuchteten Flussufers in einem Funkloch steckten, Sicherheit so nah und doch so fern. Ben, schweißgebadet in seiner nicht atmungsaktiven Feuerwehrschutzkleidung, keuchte ihr geräuschvoll ins Ohr. Die Streifen auf seinen Ärmeln reflektierten schwach das trübe Licht. Matt, Engo und Jakey waren nur gesichtslose Schemen, die

sich um sie und Ben herum zusammengerottet hatten. Erstaunlich, was man sich so wünscht, wenn das Ende naht. Einen Lichtstreifen sehen. Die stinkende Luft einfach frei einatmen können, wie Ben es noch tat. Ihr hatten sie nämlich den Mund zugeklebt.

Matt stieß Ben so heftig mit der Waffe gegen die Stirn, dass sein Kopf nach hinten klappte.

»Du hast einen verdammten Cop in die Mannschaft geschleust.«

»Sie ist kein Cop! Ich schwör's dir, Mann!«

»Ich habe dich *aufgezogen*«, knurrte Matt. »Hab dich aus dem Loch geholt, und du willst mich hier verarschen?«

»Matt, Matt, hör zu ...«

»Benji, Benji, Benji.« Engo trat vor und legte Ben seine dreifingrige Hand auf die Schulter. »Wir wissen Bescheid. Okay? Es ist vorbei. Jetzt hast du die Wahl, Bruder. Wenn du alles zugibst, können wir vielleicht über deine Zukunft reden.«

»Sie ist kein Cop!«

»Ich bin kein Cop, verdammte Scheiße!«, knurrte Andy hinter dem Klebeband. Genau das würde sie nämlich sagen, wenn sie könnte. Andrea »Andy« Nearland. Ihr Alias. Sie würde nicht kampfflos aufgeben, bis zum bitteren Ende würde sie sich wehren.

Engo versuchte erneut, sie mit falscher Freundlichkeit einzulullen, sie zu bezirzen, mit Angeboten zu locken, aber sie ließ sich auf die Hüfte fallen, holte aus und trat ihm so hart gegen die Schienbeine, dass er auf dem Arsch landete. Hinter dem Klebeband stieß sie wüste Verwünschungen aus. Andy hatte Engo immer schon gehasst. Alias Andy. Aber sie selbst auch. Ihr wahres Ich. Jakey ging rasch dazwischen. Der kleine Jakey, der bis jetzt nur in der Ecke dieser Bruchbude herumgestanden, an seiner unangezündeten Zigarette

herumgemümmelt und besorgniserregenden Blödsinn vor sich hin gemurmelt hatte.

»Zieh sie wieder hoch, auf die Knie«, knurrte Engo.

Jakey half ihr auf. Seine schweißfeuchte Hand berührte ihren Nacken.

Pack mich nicht an, du Schwein!

»Benji«, sagte Big Matt. »Du kannst noch raus aus der Nummer. *Ich* gebe dir einen Ausweg. Du musst ihn nur nehmen.«

»Ich kann ...«

»Gib zu, dass du uns verraten hast. Mehr musst du nicht tun, Mann.«

»Sie ist kein Cop!«

»Pack endlich aus!«

»Matt, bitte!«

»Pack aus, oder ich muss das hier durchziehen. Obwohl ich es nicht will. Aber wenn's sein muss, mach ich's trotzdem.«

Andy fing Bens panischen Blick auf. Da, in seinen Augen, sah sie, wie ihre letzten Minuten ablaufen würden. Sie würde eine Kugel in den Kopf bekommen, ihr Körper würde schlaff wie eine Schlenkerpuppe auf dem Boden landen. Dann wäre Ben dran. Auch er würde schlappmachen, als hätte jemand den Stecker gezogen. Danach würden Matt, Engo und Jakey ihnen die Feuerschutzhelme aufsetzen, bevor sie die Bruchbude in Brand setzten und zum Löschfahrzeug am Peanut Leap zurückfuhren. Sie würden einen anonymen Notruf absetzen und den Einsatz höchstselbst entgegennehmen, sobald die Leitstelle ihn durchgäbe.

Hey, Leitstelle, sind ganz in der Nähe. Engine 99 hier. Wir haben den Dienstwagen mit Basisausrüstung dabei und fahren schon mal hin, während die zuständigen Typen in die Hufe kommen.

Es würde wie ein Unfall aussehen. Die Mannschaft hatte eine kleine Runde mit dem Dienstwagen gedreht und am Ufer mit Aussicht auf den Fluss geparkt, um dort ein paar Bierchen zu zischen, und da wurde über Funk ein stinknormaler Kleinbrand in einem verlassenen Bauwagen gemeldet. Sie waren hingefahren, hatten den Wagen entdeckt, der der Bauleitung womöglich als Büro gedient hatte und jetzt vor sich hin qualmte. Ben und Andy hatten sich die Notausrüstung aus dem Kofferraum gekrallt und waren sofort losgerannt, noch vor Matt und den anderen, keiner hätte ahnen können, dass irgendein Spinner dort zig Gasflaschen und Benzinkanister lagerte.

Wumms.

Eine Tragödie.

Natürlich würde es eine Untersuchung geben, völlig klar. Man würde Verwarnungen aussprechen, wegen der unbefugten Nutzung des Dienstwagens für den Freizeitgebrauch, der Bierchen, des unkoordinierten Eindringens in ein brennendes Gebäude. Es gäbe Gemunkel. Besonders nach der Sache mit Titus.

Aber dann würden sie alle heulen und es vergessen.

Darin waren sie groß, Matt und seine Mannschaft: Sie sorgten für Gedächtnislücken.

Andy sah, dass Ben überlegte, wo seine Loyalitäten lagen: bei seiner Mannschaft? Oder bei Andy, der Polizistin, die ihm helfen sollte, sie zu zerstören.

»Ich will das nicht tun, Ben«, sagte Matt mit gepresster Stimme. Er hielt die Waffe fester. »Sag uns einfach die Wahrheit.«

Der Wind heulte um den Bauwagen, die Bootsmasten klirrten auf dem Fluss, und Little Jakey begann zu weinen.

DREI MONATE VORHER

BEN

Feuer ist laut. Es ruft die Menschen zu sich, zieht sie magisch an. Das war wahrscheinlich schon immer so, seit Anbeginn der Zeit, vermutete Ben. Wenn es alt genug war, die Zisch-, Prassel-, Kriech- und Loderphase hinter sich gelassen hatte und zu einem eindrucksvollen Ungeheuer herangewachsen war, das so richtig laut brüllen konnte – dann kamen sie gerannt. Standen da. Staunten. Spürten die Hitze auf den Wangen und fühlten sich lebendig, mit dem Universum verbunden oder irgend so ein Hippie-Scheiß.

Als Ben vom Löschzug sprang und mit seinen Stiefeln auf dem nassen Gehweg an der West Thirty-Seventh Street landete, hatten sich die Horden schon in den dunklen Hauseingängen auf der gegenüberliegenden Straßenseite zusammengerottet, und die Gaffer hingen bereits aus den Fenstern ihrer Apartments darüber. Weiße Lichtpunkte, die Handykameras liefen. Das alles nahm er nur aus dem Augenwinkel wahr, denn er hievte und schleppte Zeug aus dem Wagen und ging im Geiste die nächsten achtzehn Schritte durch. Engo, eine Zigarre zwischen den Zähnen und bereits schweißgebadet, rollte den Schlauch aus.

»Das ist ein Fehler«, sagte Ben zu Matt, als der Chief aus dem Führerhaus sprang. Das blinkende Licht tauchte seine rotentzündeten Nackenstoppel in fieses Violett.

»Alles gut, wirst schon sehen.«

»Ein verdammtes Textillager?« Ben riss die Ladeluke an der Seite des Fahrzeugs auf und zog mit geübten Griffen

diverse Werkzeuge heraus. Wie ein Plünderer im Großmarkt. »Das ist ein Pulverfass.«

»Das Gebäude liegt direkt auf dem Weg. Das beste Eingangstor.«

Ätzender Qualm stieg über ihnen aus dem Haus, es stank nach verbranntem Nylon. »Wenn das hochgeht, haben Engo und Jakey keine Chance ...«

»Geh mir nicht auf den Sack, Benji!«

Ben schwieg, denn Big Matts Geduldsfaden war kurz. Mittlerweile waren im dritten Stock des Textillagers zwei Fenster explodiert, und die Menge auf der Straße hatte sich verdoppelt. Da oben glühten die Fenster, nicht nur die zertrümmerten. Ben machte das nun schon seit zehn Jahren. Vielleicht länger. Glühende Fenster verrietten ihm, dass das Feuer bereits mächtig war und sich vermutlich bis zu den Grundmauern durchgefressen hatte.

Er füllte seinen Pressluftatmer, setzte den Helm auf, schulterte seine Ausrüstung und ging hinein. Engo war natürlich vorn, den Schlauch wie einen großen schlaffen Schwanz über dem Arm, das Kinn vorgereckt. Wie ein Typ auf dem Weg ins exklusive Kunstmuseum. Engo zog immer gern eine Show ab, wenn er in brennende Gebäude wie dieses marschierte, als wäre das alles reine Routine. Kein großes Ding. *Was ist passiert? Hat Oma das Bügeleisen angelassen?* Ben hatte Engo über Leichen gehen sehen, als wären sie Knicke im Teppich. Sein Pressluftatmer war nicht abgeschlossen, denn Rauch störte ihn ungefähr so sehr wie Wasser die Fische.

Ben ließ seinen Schlauch fallen, entfernte sich von Jakey und Engo und ging die Treppen hinunter, während die anderen weiter aufs Feuer zuliefen. Dinge zogen an ihm vorbei, Kuriositäten, die er später beim Einschlafen Revue passieren lassen würde. Wände voller Knöpfe in allen Formen und

Farben. Riesige goldfarbene Scheren. Schneidewerkzeuge, Zollstöcke und Lineale. Lederballen in Regalen, in Farben, die er sich nie hätte ausmalen können. Er war froh, dass sie den Zünder im dritten Stock ausgelegt hatten, um den Brand dort auszulösen. Hier unten lagerten nur Fell und Federn, wenn dieser Bereich des Lagers Feuer fing, wäre alles in Sekunden Schutt und Asche.

Ben legte Helm und Tasche ab. Die war so schwer mit Werkzeugen beladen, dass der Boden bebte und ein Glas mit Stecknadeln vom Schneidetisch fiel. Er zog ein Messer aus dem Gürtel, schnitt ein Stück Teppich aus und riss es vom Boden, um die Dielenbretter freizulegen. Fünfzehn Sekunden später hatte er mit seiner Hebelklaue, dem Halligan-Tool, sechs Bretter gehoben. Er ließ seine Tasche auf die nackte Erde unter dem Gebäude fallen und schlüpfte durchs Loch hinterher, sodass er direkt auf dem Schachtdeckel landete. Einen Heber hatte er zwar nicht dabei, aber das Halligan erledigte die Sache genauso gut, ließ sich wunderbar unter den Metallgriff des fast zwanzig Kilo schweren Deckels schieben. Er rückte seine Maske zurecht, sorgte mit ein paar Bewegungen des Unterkiefers dafür, dass sie sich fest anschmiegte, bevor er den Deckel anhub und in die Dunkelheit hinunterstieg.

Wenn man weiß, dass was Schädliches in der Luft liegt, kriegt man automatisch Schnappatmung. Das war Ben zuerst aufgefallen, als er völlig überarbeiteten Sanitätern beim Verladen der Covid-Toten geholfen hatte und später dann bei den Protesten gegen den gewaltsamen Tod von George Floyd, als er brennende Autos löschen musste, während das NYPD die Straßen mit Pfefferspray einnebelte. Auch als er sich jetzt in der Dunkelheit durch den stillgelegten, gemauerten Schacht unter der West Thirty-Seventh Street vortastete und daran dachte, dass die Luft erfüllt war von Schwe-

felwasserstoffgas, das sich über Jahrzehnte aus Abwasser und sonstigem Dreck zusammengebraut hatte, sog er die Luft ein wie ein Baby Milch an der Mutterbrust.

Die Taschenlampe ließ er hier unten ausgeschaltet. Engo hatte mit ihm runddiskutiert, er behauptete, Schwefelwasserstoffgas sei nicht »sehr entflammbar« und LED gebe ohnehin keine Funken ab, aber Ben hatte nicht vor, diesen Teil von New York aus Abneigung gegen die Dunkelheit in ein modernes Pompeji zu verwandeln. Ihm blieben ungefähr elf Minuten, um sein Ziel zu erreichen, den Job zu erledigen und wieder zurückzukehren. Durch die eingeschränkte Sicht war er langsamer, die Zeit also knapper. In seinem Kopfhörerknopf knisterte und rauschte es, das Geplapper seiner Kollegen, die sich über Funk verständigten, machte ihn nervös.

»Engo, bist du in Position?«

»Ja, Boss. Wir haben hier ein nettes Lagerfeuer.«

»Ben?«

»Ich suche den unteren Bereich nach einem potenziellen zweiten Brandherd ab«, log er. Hinter der Maske klang seine Stimme erstickt.

»Wir sollten den Strom fürs ganze Viertel abschalten«, sagte Big Matt. »Keine Ahnung, wer da alles am Verteiler hängt.«

Ben beschleunigte seinen Schritt. Er stellte sich vor, wie Matt auf der Straße stand und die als Verstärkung anrückenden Staffeln von Engine 97 und Ladder 98 anwies, den Strom für den gesamten Garment District abzuschalten. Die Jungs von 97 und 98 würden das sicher für übertrieben halten, Blackout für die betroffene Straße, okay, aber doch nicht für den ganzen Bezirk. Das war egal, denn Matt musste sichergehen, dass nicht nur das Textillager ohne Strom war, sondern auch der Juwelier an der West Thirty-Fifth Street, zu dem Ben gerade unterwegs war.

Links, rechts, links, sagte er sich. Genau wie beim Marschieren. Die letzte Ecke umrundet, noch drei Minuten, die behandschuhten Finger fuhrten an der Wand entlang, unbekannte Landschaften unter seinen Stiefeln, die meisten nass und matschig. Schließlich ertastete er die erhoffte Steigleiter – in die Mauer eingelassene, verrostete Eisensprossen –, ließ seine Tasche fallen und kletterte nach oben. Er zitterte am ganzen Leib, als er sich gegen den Kanaldeckel stemmte. Die Nerven.

Der letzte große Job dieser Art lag schon ein Jahr zurück, auch da musste er Gebäudepläne auswendig lernen und sich vorab ein Bild vom Einsatzort machen. Ben mochte diese großen Dinger überhaupt nicht, vor allem nicht, wenn sie unter Druck standen. *Raube nie in der Not*. Ben hatte viel übrig für dieses alte Motto. Geldnot führt zu Schlamperei. Zerstört das Vertrauen. Denn wie konnte Ben sicher sein, dass Matts Hehler der Beste war für diese Beute? Jemand, der das Diebesgut von heute Nacht im Stillen verticken könnte? Oder hatte Chief Matt sich darauf eingelassen, weil er drei Ex-Frauen an der Backe hatte und bei Babymama Nummer vier einen Braten in der Röhre? Wie konnte Ben sicher sein, dass Jakey auch wirklich die Baustellen kontrolliert hatte, um sich zu vergewissern, dass keine Arbeiter während der Spätschicht im Tunnel rumliefen? Wusste Jakey tatsächlich genau, wie viel Zeit sie hatten, bis die Polizei eintraf? Oder hatte er sich wieder auf Pferdewetten verlagert? Verschachtelte alte PlayStation-Games, um sich die Kredithaie vom Leib zu halten?

Als Ben seine Tasche aus dem Kanalschacht hievte und in den engen Kriechtunnel unter dem Wohnblock an der Thirty-Fifth Street schob, wurde ihm klar, dass er seiner eigenen Mannschaft nicht mehr vertraute.

Und das war schlecht.

Aber es ging noch schlimmer.

Denn er empfand tiefes Misstrauen. So tief, dass er einen Brief an den Detective geschrieben hatte.

Ben schloss den Deckel, zog sich die Atemschutzmaske vom Gesicht und lag keuchend auf dem harten Erdboden. Im Kriechtunnel war es genauso stockfinster wie im Kanal, aber während seiner vielen Einsätze auf Dachböden, in Kellern, Schächten und eingestürzten Häusern hatte er gelernt, sich im Dunkeln zu bewegen wie ein nachtaktives Tier. Er ertastete die Taschenlampe an seinem Gürtel, knipste sie an und machte sich mit der Umgebung vertraut. Breite, unbehandelte Holzbalken liefen nur ein paar Zentimeter über seinem Kopf ins Unendliche. Die stammten vermutlich noch aus den Zeiten, als das Gebäude *Devil's Arcade* hieß und von Prostituierten und Schwarzhändlern genutzt wurde, nicht von den feinen Herrschaften, die heute hier ihre Diamanten kauften. Ben kroch in westliche Richtung, stieß schon bald auf eine Lücke im Mauerwerk, das ein Gebäude vom nächsten trennte, und kroch weiter. Ein paar hundert Meter nach der Kanalschachttöffnung fand er wie erwartet den unter Putz an einer Strebe montierten Verteilerkasten des Juwelierladens.

Er zog eine Drahtzange, einen Stromprüfer und den Störer aus der Weste unter seiner Schutzjacke und machte sich daran, das Modul anzuschließen. Während ihm der Schweiß in die Augen lief, drifteten seine Gedanken immer wieder von seiner Fummelarbeit zum zwei Straßen entfernt gelegenen Textillager und zu Jakey, erst dreiundzwanzig, der Seite an Seite mit einem achtfingrigen, bierbäuchigen Psychopathen arbeitete, dessen größter Wunsch darin bestand, in einem Flammenmeer zu sterben. Und in diesem Moment hatten die beiden vermutlich tatsächlich bald mit einem Flammenmeer zu kämpfen, denn sie würden das Feuer gerade

lange genug brennen lassen, bis es sich durch Baumwolle und Satin und Jersey und sonstige Stoffe gefressen hatte, um Ben ausreichend Zeit zu verschaffen, aber nicht so lange, dass es sich zu einem Ungeheuer ausgewachsen hätte, das auch sie verzehren würde.

Ben hatte das Sicherheitssystem des Juweliers erfolgreich sabotiert und kroch bereits zurück zu Tasche, Pressluftatmer und Kanalschacht, als er eine Frauenstimme hörte.

»Hallo?«

Ben erstarrte. Instinktiv legte er sich wie eine bedrohte Echse flach auf den Boden. Seine Zehen verkrampften sich in seinen Stiefeln, die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, so angestrengt versuchte er, seinen Atem unter Kontrolle zu bringen. Irgendwo über ihm knarzten Dielenbretter.

In seinem Ohr knisterte es.

»Engo und Jakey, alles klar?«

»Ja, ja. Alles im Griff.«

»Sieht aber nicht danach aus.«

»Alles im Griff, hab ich gesagt.«

»Ben, wo bleibst du? Die Männer brauchen dich da oben.«

Ben hielt den Atem an. Wer auch immer über ihm im Juwelierladen herumlief, sie befand sich direkt über seinem Kopf. Er hörte ein gedämpftes Aufschnappen, und dann drang ein Licht durch den Teppich und die Bodenritzen bis zu ihm durch.

»Scheiiiße!«, sagte er tonlos.

»Hallo?«

»Ben, Statusbericht!«, forderte Matt.

Er schwieg. In Zeitlupentempo hob er die Hand zum Funkgerät an seiner Schulter und drückte die Sprechtaaste zwei Mal, das Notsignal.

Lange herrschte Stille. Ben zählte seine Atemzüge, eins, zwei, *drei*, vier, aus, zwei, drei, vier. Das Zählen erinnerte ihn

an die laufende Uhr. Sekunden verstrichen. Da durchfuhr ihn ein so entsetzlicher Gedanke, dass ihm heiß und kalt wurde: der Totmannmelder. Er tastete sich bis zu seinem Gürtel vor und schüttelte das Gerät, damit der schrille Alarm nicht losging, der ausgelöst wurde, wenn er sich eine Zeitlang nicht bewegte. Schweiß troff ihm von den Wimpern.

»Zwei für Halt, drei für Abbruch«, sagte Matt schließlich. Die Anspannung in seiner Stimme war deutlich zu hören. Ben drückte den Schalter zweimal.

Drei Minuten geschah nichts, Ben zählte jede Sekunde. Die Frau im Juwelierladen schob Sachen herum, öffnete und schloss einen Schrank.

»Ladder 98 ist auf dem Weg zu euch, Engo«, sagte Matt. Er war wütend.

»Sag diesen Wichsern, wir brauchen sie nicht!«

»Beweg deinen Arsch«, sagte Matt, »sie sind im Anmarsch!«

Ben fluchte leise. Für jemanden, der dem Funkverkehr lauschte, klang es vermutlich so, als würde Matt mit Engo sprechen und ihn lediglich anweisen, das Feuer endlich unter Kontrolle zu bringen, bevor die Verstärkung eintrudelte und den Sieg einfuhr. Aber Ben wusste genau, welche Botschaft sich dahinter verbarg, und dass sie sich an ihn richtete. Er sollte sich so schnell wie möglich aus dem Schacht unter dem Juwelierladen verziehen und zum Brand zurückkehren, bevor die Männer von Ladder 98 ihre Ausrüstung anlegten, das Gebäude betraten, in den zweiten Stock hinaufstiegen und fragten, wo zum Teufel der dritte Mann von Engine 99 steckte.

Oder schlimmer, sich auf die Suche nach ihm machten. Womöglich sogar im Keller, wo er das Loch in den Boden gerissen hatte, um in den Tunnel zu steigen.

Oben klickte ein Schalter, das Licht verlosch. Ben vermutete, dass die Frau dachte, sie hätte ein Tier gehört, keinen

Menschen. Er zählte zehn Atemzüge, dann kroch er in Win-
deseile zurück zum Schacht, setzte die Maske auf, hob den
Deckel und warf seine Tasche hinein.

Am Ende hastete er so schnell durch den Schacht, dass er
fast die Steigleiter verpasst hätte, die ihn wieder ins Textil-
lager bringen würde. Er ergriff im Rennen die Sprossen und
wäre fast auf dem giftigen Schleim ausgeglitten. Oben ange-
kommen, stemmte er mit der Schulter den Deckel auf, klet-
terte hinaus, schob ihn rasch zurück und zog sich durch das
von ihm freigelegte Loch im Boden nach oben. Am liebsten
wäre er kurz liegen geblieben, nur ein Weilchen verschnau-
fen. Drei Viertel seines Vorrats hatte er allein durch seine
Schnappatmung verbraucht, in seiner Maske roch es nach
Gummi, und die Atemluft fühlte sich irgendwie dicht an.
Bald würde sie auf seinem Gesicht zu flattern beginnen, ein
Zeichen dafür, dass er auf Reserve zusteuerte. Statt sich
auszuruhen, rollte er sich auf die Seite und zerrte einen Fell-
haufen an den Rand des Lochs, zündete ihn mit einem Feu-
erzeug an und hastete die Treppe hinauf.

Er trat ins Foyer, als die Männer von Ladder 98 die Stuf-
fen zum zweiten Stock hinaufmarschierten. Ben folgte ih-
nen, es blieb ihm nichts anderes übrig. Ein Typ, den er nicht
erkannte, wirbelte zu ihm herum.

»Hä? Was soll der Scheiß?«

»Im Keller war ein zweiter Brandherd«, log Ben. Die
Mannschaft tauschte Blicke, vermutlich fragten sie sich, wie
im Keller ein zweiter Brandherd entstehen konnte, wenn der
Brandursprung im dritten Stock lag, und was zum Teufel
Ben da unten zu suchen hatte, bevor der Rest seiner Mann-
schaft den eigentlichen Brandherd unter Kontrolle hatte.
Doch dann verwarfen sie ihre Fragen. Gingen wahrschein-
lich davon aus, dass Engo für die Aufteilung verantwortlich
war. Und sie hatten schon ganz andere Sachen erlebt als

zwei räumlich völlig getrennte Brandherde. Feuer, die durch Wände krochen und in zwei gegenüberliegenden Wohnungen desselben Blocks aufflammten. Brände, die zwei Wochen nach der Löschung erneut ausbrachen. Feuer hielt sich nicht an Regeln. Es war eines der wenigen ungelösten Welt-rätsel.

»Geh zu deiner Mannschaft«, sagte sein Kollege von Ladder 98. »Wir kümmern uns um den Keller.«

Ben sah ihnen hinterher. Die Flammen krochen bereits an der Wand neben der Kellertreppe hoch. Genau wie er es vorausgesagt hatte, war da unten nur noch ein Raum voller Asche und Erinnerungen übriggeblieben.

Es war vier Uhr morgens und sie hatten sich im Mannschaftsraum versammelt, bevor jemand darüber reden konnte. Matts Mannschaft hatte einen eigenen Gemeinschaftsraum, größtenteils deswegen, weil niemand von den anderen Lust darauf hatte, dass Matt sich unter ihnen breitmachen, den Fernseher einschalten und sie mit seiner Anwesenheit in Habachtstellung versetzen würde wie ein ausgewachsener Löwe am Rand ihres Sofas. Ben und die Jungs stanken. Nach Asche und Schweiß und Monoammoniumphosphat. Engo hatte sich in seinen Sessel geflüzt und tätschelte liebevoll seinen Bierbauch, der wie ein nasser Basketball unter seinem T-Shirt hervorragte. Matt schepperte in der Teeküche herum. Jakey stand eingeschüchtert neben der Tür, als würde er nur darauf warten, als Nächstes herumgeschleudert zu werden.

»Wer war die Alte, verdammte Scheiße!«, brüllte Matt.

Ben zuckte die Achseln. »Woher soll ich das wissen? Konnte sie wohl kaum erkennen, durch die Bretterritzen.«

»Du solltest vorher checken, wer da ein und aus geht. Das war deine verdammte Verantwortung!« Matt zeigte mit sei-

nem Wurstfinger auf Engo. »Und du hast behauptet, es würde keiner da sein.«

»Na und? Dann hat eben jemand eine Spätschicht eingelegt«, erwiderte Engo. »Was willst du von mir? Ich hab den Laden zwei Monate lang observiert. Da ist nie jemand länger als neun geblieben.«

»Hast du den Laden tatsächlich observiert?«, mischte Ben sich ein. »Oder hast du in deiner Karre Burger gemampft und dir einen runtergeholt?«

Engo schüttelte mit gespielter Traurigkeit den Kopf. »Dieser Typ.«

»Weißt du noch, als du mit der Kleinen von Snapchat rumgemacht hast? Und die Wachleute vom Atrium uns fast erwischt hätten, weil du beschäftigt warst?«

Engo grinste Ben an.

»Was wäre passiert, wenn du das Textillager überwacht hättest? Stell dir vor, da hätte jemand eine Nachtschicht eingelegt, und du hättest es nicht mitgekriegt. Dann hätten wir einen Zivilisten im zweiten Stock gehabt, als das Feuer ausgebrochen ist. Oder im Keller, wo ich das verdammte Loch in den Boden gesägt hab.«

»Du bist richtig sauer, hm?«

Ben hielt sich den Kopf.

»Würde es dir helfen, mir in die Fresse zu hauen, College Boy?« Engo tippte sich ans stoppelige Kinn. »Kannste gern versuchen.«

»Du liebe Güte.«

»Dacht ich mir.«

»Wir können das nicht durchziehen.« Ben klebte das immer noch schweißnasse Haar am Kopf. Er überlegte kurz, ob er nicht aufgeben und einfach ins Bett gehen sollte. Aber er appellierte ein letztes Mal an Matt. »Die von Ladder 98 haben gesehen, dass ich von der Mannschaft getrennt un-

terwegs war. Die wissen, dass da was nicht gestimmt hat. Also werden sie sich fragen, warum ich nach einem zweiten Brandherd gesucht habe, während der eigentliche Brand außer Kontrolle zu geraten drohte.«

»Der war immer unter Kontrolle«, behauptete Engo.

»Wenn ich nicht rechtzeitig zurückgekommen wäre, hätte das Feuer dich und Jakey zwischen dem dritten und vierten Stock eingekesselt.«

»Deine Fantasie möchte ich haben.«

»Es hatte sich schon bis in die Grundmauern durchgefressen.«

»Nein, hatte es nicht.«

»Vielleicht sollten wir noch mal überlegen«, mischte Jakey sich ein. Mit seinen mittlerweile feuerroten Flecken im Nacken und an den Wangen sah er aus wie ein Rosellasittich. »Weil, da war nämlich ... ähm ... ihr wisst schon. Wo wir gefragt haben, ›Halten oder Abbruch?‹ Das ist offiziell und sieht nicht gut aus für uns.«

»Wir ziehen jetzt nicht den Stecker«, sagte Matt. »Dafür stecken wir zu tief drin.«

»Wir haben schon tiefer dringesteckt und den Job trotzdem nicht durchgezogen«, gab Ben zu bedenken.

Die anderen schwiegen.

»Die Frau. Was, wenn sie glaubt, dass das Geräusch unter den Dielen von Ratten kam?«, fragte Ben. »Dann schickt sie womöglich einen Kammerjäger da runter, um sie loszuwerden.«

Matt klammerte sich an der Küchenspüle fest, die Fingerknöchel weiß vor Anspannung, und starrte aus dem Fenster zum Hof. »Ein bekloppter Kammerjäger kriegt doch nicht mit, dass da unten jemand am Stromverteiler rumgefummelt hat. Der sucht nach Ratten, nicht nach Wanzen.«

»Haha, Ratten statt Wanzen, sehr witzig«, meinte Engo.

»Was, wenn sie nicht an Ratten denkt«, sagte Ben. »In drei Wochen machen wir den Juwelier klar, und dann erinnert sie sich an die Geräusche unter den Dielen. Liest in der Zeitung vom Brand im Textillager und stellt fest, dass das Gebäude in derselben Nacht gebrannt hat, als sie die Geräusche gehört hat.«

»Dann warten wir eben einen Monat«, sagte Matt.

»Wir können das nicht durchziehen«, sagte Ben. »Bei so einem großen Ding muss alles perf...«

»Wir ziehen das durch, hab ich gesagt!« Matt nahm sich einen Becher und umklammerte ihn wie einen Baseball mit beiden Händen. Wie eine Handgranate. »Hast du ein Problem mit den Ohren, von dem ich nichts weiß, Benji?«

Ben schwieg. Alle anderen auch.

Irgendwann resignierte er achselzuckend, weil er müde war und keine Lust hatte, mit einem Becher abgeschossen zu werden.

Was kümmerte es ihn? Sie würden sowieso alle in den Knast wandern, ob nun einen Monat früher oder später, war letztlich auch egal.

Ben hockte bei Jimmy's und beglitzte die Spiegeleier auf seinem Pappteller, als sie reinkam. Seine Hände zitterten immer noch. Das ging schon den ganzen Morgen so. Er war allerdings nicht sicher, ob es an der haarscharf verpassten Katastrophe unter dem Juwelierladen vom Vorabend lag oder am *Großen Schweigen*, wie er es mittlerweile getauft hatte. Dem deutlichen, lauten Nichts, das gekommen war, nachdem er einem Mordermittler aus der South Bronx einen handgeschriebenen Brief unter den Scheibenwischer geschoben hatte.

Achtzehn Tage. Kein Anruf. Keine Mail. Kein Mucks.

Ben stocherte mit der Plastikgabel im Dotter herum und

ließ sich von den Geräuschen des Diners einlullen, die ständig ein und aus gehenden Gäste und ihre Jammerei über die Hitze. In seinem Kopf drehte sich ein Karussell der unendlichen Möglichkeiten, jedes Pferdchen präsentierte ihm einen neuen Grund dafür, warum er mit seinem Vorstoß offenbar auf taube Ohren gestoßen war. Vielleicht hatte der Detective das alles für einen Scherz gehalten. Oder der Wind hatte den Brief weggeweht. Oder er drehte langsam durch, weil seine Freundin mit ihrem Kind verschwunden war, und hatte sich alles nur eingebildet. In Wahrheit hatte er keinen Brief geschrieben, keinen Detective ausgewählt und auch keinen Umschlag unter seinen Scheibenwischer geschoben. In dem Moment war er tatsächlich so aufgeregt gewesen, dass er sich kaum noch daran erinnern konnte.

Vielleicht war alles noch viel schlimmer.

Engo oder Jakey oder Matt hatten ihn beschattet und ihn bei seiner Aktion beobachtet. Und den Brief an sich genommen. Ihn gelesen.

Vielleicht wussten sie Bescheid.

Er tappte einen Morse-Code auf den Pappteller. Als einer von Jimmys Leuten den Pommeskorb ins Frittieröl knallte, fiel Ben vor Schreck die Gabel aus der Hand. Er musste aufhören, darüber nachzugrübeln. Also betrachtete er die in Jimmys Krakelschrift an die Tafel gemalten Menüvorschläge über der Frittierstation und zwang sich, stattdessen darüber nachzudenken. Salat. Burger. Suppe.

Ben stierte auf die Eier.

Die Frau musste ihn ein paarmal mit Namen ansprechen, bevor Ben reagierte.

»Benjamin Haig?«

Endlich blickte Ben von seinem Pappteller auf. Die Frau saß neben ihm am Tresen, die Hand neben einem dampfenden Kaffeebecher abgestützt. Er hatte keine Ahnung, wie

lange sie schon da gesessen hatte, aber vermutlich schon eine ganze Weile. Ihre zum Bob geschnittenen blonden Haare waren säuberlich hinter die Ohren geschoben, sie beäugte ihn durch eine dunkelblau umrandete Lesebrille. Sein aufgewühlter Verstand registrierte drei Dinge: Sie war sehr attraktiv. Sie trug teure Kleidung. Sie war eine Fremde. Mehr war nicht drin.

Als die Frau sicher war, dass sie seine Aufmerksamkeit hatte, hob sie die zusammengefaltete Zeitung, die vor ihr auf dem Tresen gelegen hatte, und widmete sich wieder den Schlagzeilen.

»Ich bin wegen des Briefs hier.«

ANDY

Sie musste gar nicht hinsehen, seine Reaktion war regelrecht spürbar. Ihre Worte durchzuckten ihn wie ein Stromschlag und raubten ihm den Atem. Danach kam erst mal nichts mehr. Sie las weiter Zeitung und gab ihm Zeit, alles zu verarbeiten. Als sie wieder zu ihm rübersah, hatte er sich ein wenig beruhigt. Aber er hielt die Gabel immer noch krampfhaft umklammert, seine Nackenmuskeln waren zum Zerreißen gespannt.

»Hat Detective Johnson Sie geschickt?«, fragte er die Spiegeleier.

»Nein«, sagte Andy. »Er hat Ihren Brief erhalten und ihn an seine Vorgesetzten weitergeleitet. Die haben mich vor fünf Tagen ins Boot geholt.«

»Ach, toll«, sagte Ben. »Also weiß schon das halbe Dezer-nat über die verdammte Sache Bescheid.«

»Nein, Sie müssen einfach ...«

»Ich bin raus!« Er schob den Teller weg und stand auf. Der Mann war größer, als Andy erwartet hatte. Breitschultrig, muskulös. »So'n Scheiß brauch ich nicht.«

»O doch, genau den brauchen Sie«, sagte Andy und blätterte weiter in ihrer Zeitung. Ben war hinter ihrem Hocker stehen geblieben, sie konnte ihn riechen. Nach dem Brand im Textilager in der vergangenen Nacht hatte er offenbar nicht geduscht, denn er stank nach Chemie, Schweiß und Trauer. »Wenn Sie Luna und Gabriel finden wollen, dann brauchen Sie mich, Ben.«

Er dachte nach. Kehrt zurück zu seinem Hocker und setzte sich wieder hin, ohnmächtig, betäubt. Die Leute im Diner hatten die Anspannung zwischen ihnen bemerkt, kein Wunder, hier flogen förmlich die Funken. Aber das Interesse hielt nicht lange vor, schon bald kümmerten sich die Gäste wieder um ihre Belange. Andy trank einen Schluck Kaffee. Er schmeckte sogar gut.

»Detective Johnson hat sofort verstanden, dass das hier eine Nummer zu groß für ihn ist«, sagte Andy. »Er ist damit direkt zu seinem Vorgesetzten gegangen, der die Sache gleich ans FBI weitergegeben hat. Ein Agent dort, Tony Newler, hat sich die Sache angesehen und beschlossen, eine Spezialistin hinzuzuziehen. Diese Spezialistin bin ich.«

»Wenn die anderen rausfinden, dass ich sie verraten habe, bin ich ein toter Mann«, sagte Ben leise. »Kapieren Sie das? Die bringen mich um. Es wird bei einem Einsatz passieren, ein Unfall. Oder sie lassen mich gleich verschwinden. Verscharren mich, irgendwo im Norden. Meine Leiche wird nie gefunden.«

»Glauben Sie, das haben sie mit Luna und ihrem Kind gemacht?« Andy bemühte sich um einen neutralen Ton. Sie knickte die Zeitung, um die untere Hälfte der Titelseite zu

lesen. Es ging um den Brand im Textillager. »Haben Sie den Verdacht, Ihre Mannschaft hat sie irgendwo verscharrt?«

»Ich weiß es nicht, darum geht es ja gerade.«

Eine Weile saßen sie schweigend da, während Jimmys Leute einander Bestellungen zuriefen und die Grillplatten abkratzten. Irgendwann holte Andy ihr Handy hervor und rief das Foto auf, das sie von Bens Brief gemacht hatte.

»*Ich habe Angst, dass meine Freundin rausgefunden hat, was meine Mannschaft und ich so treiben*«, las sie. Ben hielt den Kopf weiterhin gebeugt. »*Entweder was über den letzten Überfall oder irgendeine Sache aus der Vergangenheit. Ich mache mir große Sorgen, dass sie und ihr Sohn umgebracht wurden, um sie mundtot zu machen.*«

»Sie müssen mir den Brief nicht vorlesen«, sagte Ben. »Ich habe ihn geschrieben und weiß genau, was drinsteht.«

»*In den zwei Monaten seitdem Luna und Gabriel verschwunden sind, habe ich nichts herausfinden können. Die Polizei, die mit ihrem Fall betraut ist, schert sich nicht darum. Ich bin ...*«

»*Ich bin bereit, der Polizei bei der Aufklärung mehrerer großer Fälle zu helfen, wenn die Polizei wegen des Verschwindens von Luna und Gabriel gegen meine Kollegen ermittelt.*« Bens Kiefermuskeln arbeiteten. »Ja, ich weiß. Das habe ich geschrieben. Und tausendmal gelesen, bevor ich es aus der Hand gegeben habe.«

»Diese Fälle«, sagte Andy. »Das sind Raubüberfälle.«

»Wieso sollte ich darüber mit Ihnen reden?« Ben lehnte sich auf seinem Hocker zurück, er war erschöpft. »Obwohl ich von Ihnen keinerlei Gegenleistung erhalten habe.«

»Wenn ich zwischen den Zeilen lese, komme ich zu dem Schluss, dass Sie Überfälle meinen«, sagte Andy. »Sie schreiben von *Wertgegenständen* und *Jobs*.«

»Ich habe keine Ahnung, warum wir das ausgerechnet hier abziehen.« Er sah sich im Diner um.

»Wir könnten es auch im Vernehmungszimmer machen, wenn Ihnen das lieber wäre«, sagte sie lächelnd und blätterte zum Sport.

Sie spürte seinen Blick.

»Was sind Sie denn jetzt eigentlich? Detective?«

»Spezialistin.«

»Ich wollte Johnson. Hab ihn extra ausgesucht. Er hat keine Verbindung zu irgendwem in Midtown. Und er hat letztes Jahr diesen Mord gelöst, die Kellnerin. Alle haben gedacht, sie wär zurück nach Mexiko. Ich hab's in der Zeitung gelesen.«

»Wie gesagt, Detective Johnson ist für einen solchen Einsatz nicht ausgebildet«, erklärte Andy.

»Welchen Einsatz?« Ben rückte näher. Wieder dieser Gestank. »Was für eine Spezialistin sind Sie? Ich weiß nicht mal, wie Sie heißen.«

»Nennen Sie mich ...«, sie dachte wie immer nur kurz darüber nach, wie immer, »... Andy.«

»Was sind Sie für eine? Vom FBI oder so was?«

»Wenn ich es recht verstehe, Mr Haig«, sagte Andy vorsichtig, »Sie glauben, dass einer oder alle Mitglieder ihrer Mannschaft, Matthew Roderick, Engelmann Fiss und Jacob Valentine, die beiden ermordet haben. Dass Luna Ihnen auf die Schliche gekommen ist und die anderen befürchten mussten, dass sie mit ihrem Wissen zur Polizei geht. Deswegen haben die Männer beschlossen, sie mundtot zu machen. Das Kind war dabei ein Kollateralschaden.«

Sie sah ihn an. Er hatte den Kopf gesenkt und raufte sich mit den dreckverschmierten Fingern die Haare, die Ellbogen über dem Teller mit den Eiern gespreizt. Andy wusste, dass er sein Vorhaben angesichts ihrer klaren Worte hinterfragen könnte, aber genau das wollte sie erreichen. Er sollte sich ernsthaft mit seinem Vorhaben auseinandersetzen.

Denn er musste sich hundertprozentig darauf einlassen, jegliche Halbherzigkeit würde sie in Teufels Küche bringen.

»Matt würde niemals ein Kind umbringen«, murmelte Ben so leise, dass Andy ihn kaum verstand. »Der hat selbst sechs davon. Und noch eins ist unterwegs. Der labert eine Menge Mist, aber das würde er nicht ... Engo, ja, der schon. Wenn Matt es ihm befehlen würde, dann ...«

»Sie glauben also nicht, dass etwas anderes dahintersteckt?«, drängte Andy. »Sie sind überzeugt, dass einer oder alle für ihr Verschwinden verantwortlich sind?«

Ben dachte nach. Lange schwieg er, starrte auf seinen Teller.

Dann nickte er.

»In Ihrem Schreiben haben Sie nicht genauer angegeben, welche Überfälle aufs Konto Ihrer Mannschaft gehen. Ich nehme an, es geht um die schweren Überfälle.« Andy legte ihr Handy weg. »Aber Sie haben nicht genauer angegeben, bei welchen Fällen Sie uns helfen wollen. Sprechen wir hier nur von Einbrüchen? Mir ist aufgefallen, dass Sie Titus Cliften nicht erwähnt haben, als es um die Verbrechen der Vergangenheit ging. War er nicht Teil ihrer Mannschaft?«

Ben sagte kein Wort.

»Titus wurde bei einem Unfall während der Arbeit getötet«, fuhr Andy fort. »Hat er auch was über die Überfälle herausgefunden? Wurde er umgebracht? Sind Sie deshalb so sicher, dass Matt, Engo und Jake etwas mit dem Verschwinden von Luna und Gabriel zu tun hatten?«

Ben schüttelte den Kopf. Müde, wütend.

Andy trank ihren Kaffee, dachte über ein paar Dinge nach. Ben im Diner zu treffen war der letzte Punkt auf ihrer Liste gewesen. Sie hatte beschlossen, den Auftrag anzunehmen. Aber daraus erwuchs direkt eine neue Liste. Phase zwei: Zugang. Sie schlug die Zeitung auf und faltete sie so,

dass die Wohnungsanzeigen zu sehen waren. Der letzte Schluck Kaffee schmeckte nicht so gut wie der erste. Spülmittel am Becherboden. Als sie aufstand, hob Ben abrupt den Kopf.

»Warten Sie!«

»Sie haben ein paar Dinge zu erledigen«, sagte Andy. Alles, was nun kam, war reine Geschäftssache. Nichts Persönliches. Und das sollte er gleich von Anfang an verstehen. »Sie müssen das unter Kontrolle kriegen.«

»Was?«

»Das da.« Sie zeigte auf sein Gesicht, seinen Körper. Das gesamte Paket. Aus Sicht der neugierigen Gaffer im Diner wirkte sie vermutlich wie eine Ex-Frau, die ihrem Verflissenen klarmacht, dass er sein Leben wieder auf die Reihe kriegen muss, dann kriegt er vielleicht eine zweite Chance. »Das Zittern. Der unruhige Blick. Sie müssen sich in den Griff bekommen, Ben. Rasieren Sie sich den Trauerbart, reißen Sie sich zusammen. Wenn ich in Ihr Leben trete, müssen Sie mit dem Liebeskummer durch sein. Ein Typ, der sich damit abgefunden hat, dass seine Freundin mit ihrem Kind abgehauen ist, heim nach Mexiko.«

Ben schüttelte den Kopf. »Versteh ich nicht. Wohin gehen Sie ... wann kommen Sie zurück?«

»Besser, wenn Sie nichts wissen. Sonst ist es keine Überraschung mehr.«

Sie legte ein paar Scheine auf den Tresen. Ben sah aus wie ein an der Straßenseite ausgesetzter Hund.

»Und 'ne Dusche würde auch nicht schaden. Herrje!«